

Vom Bohren

Thomas Leif, seit der Gründung Erster Vorsitzender des Netzwerk Recherche, diskutiert über die Recherchekultur in Deutschland und über die Rolle des Netzwerks.

Wenn Sie hier in Berlin zum Tagesspiegel oder zur Berliner Zeitung greifen – oder bei Ihnen zu Hause zum Wiesbadener Kurier –, würden Sie sagen, dass diese Zeitungen im Laufe der vergangenen zehn Jahre besser geworden sind?

Thomas Leif: Nein, besser nicht, aber auch nicht wesentlich schlechter, obwohl sich die Arbeitsbedingungen der reduzierten Redaktionen massiv verschlechtert haben. Stichwort Ressourcenknappheit. Bei vielen Blättern in Deutschland finden sie Spitzenqualität neben Problemzonen.

Fällt Ihnen mitunter auch mal etwas Herausragendes auf?

Ja immer wieder, im europäischen Vergleich wird in Deutschland insgesamt hochwertiger Journalismus geboten. Wenn wir über das Segment der Qualitätszeitungen sprechen, dann fiel mir zum Beispiel Ende September in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* eine luzide, tiefgründige Analyse der Malaise der FDP auf.

Viele Journalisten reden derzeit über den Rücktritt von Thomas Leif, dem Gründer und 1. Vorsitzenden des Netzwerk Recherche. Die Buchhaltung des Vereins wies Unregelmäßigkeiten auf, der Vorstand distanzierte sich von Thomas Leif und wechselseitige Beschuldigungen stehen im Raum. Doch um diese Fragen soll es in dem Interview nicht gehen – auch, weil eine Ermittlungsverfahren anhängig ist. Dieses Gespräch soll vielmehr die Entwicklungen des Netzwerk Recherche seit seiner Gründung im Jahr 2001 reflektieren und bilanzieren. Was hat der Verein erreicht? Wo ist er gescheitert? Welche Rolle spielt heute Qualitätsjournalismus, und welche Rolle spielt Recherche?

Und wo steht heute der Journalismus der Regionalblätter im Vergleich zu 2001?

Vierorts werden die meist konkurrenzfreien Blätter von maximal reduzierten Teams produziert mit miserabel bezahlten freien Mitarbeitern aus der Region gefüllt. Hinzu kommt der Umbau der Redaktionen zu kleinen Zirkeln von Textmanagern, die der Not folgend, Fremd- und Agenturmaterial veredeln. Und das dritte Problem ist die unheilvolle Komplizenschaft mit den lokalen Eliten.

Und wenn Sie an die Tagesschau von gestern Abend denken: Kam sie – journalistisch gesehen – besser daher als vor zehn Jahren?

Auch hier eine gemischte Bilanz. Problematisch finde ich den vergleichsweise hohen Anteil offizieller ministerialer Verlautbarungen, ohne die direkte Kontext-Prüfung und die notwendige Einordnung und Erklärung.

Welche Themen fehlen zum Beispiel?

Aktuell in der Rettungsschirm-Debatte die Verantwortung der unterkapitalisierten Banken und deren unkontrollierten Geschäftsmodelle. Da gibt es in den Nachrichtensendungen zu viele Leerstellen und zu viel Transport amtlicher Schönwetter-Mitteilungen.

Systematischer gedacht: Ist es die Staatsnähe der Öffentlich-Rechtlichen?

Nein. Diese Defizite werden ja intern von den Machern selbst gesehen. Optimierungsbedarf gibt es meines Erachtens in der Afghanistan-Berichterstattung: Hier fallen manche Berichte hinter den derzeitigen Erkenntnisstand von Parlamentsdebatten und der meisten Experten.

Die öffentlich-rechtlichen Fernsehmacher stehen nicht unter dem ökonomischen Druck wie ihre

dicker Bretter

Kollegen von der Presse. Sie sind auch 2011 gut ausgestattet und werden gut bezahlt. Wie erklären Sie sich hier diesen Qualitätsabfall – hat sich das Rollenselbstverständnis verändert?

Einen generellen Qualitätsabfall gibt es nicht. Schauen Sie sich beispielsweise die Arbeit von Werner Sonne an, der Direkt-Interviews für das Morgenmagazin präsentiert. Er zeigt eine distanzierte, informierte Haltung zu den Machträgern des Berliner Betriebs und stellt klare, zielführende Fragen. Damit werden Standards gesetzt, die leider nicht immer gehalten werden.

Das klingt jetzt aber stark nach dem Muster: Früher war alles besser, wir Oldies sind die Größten.

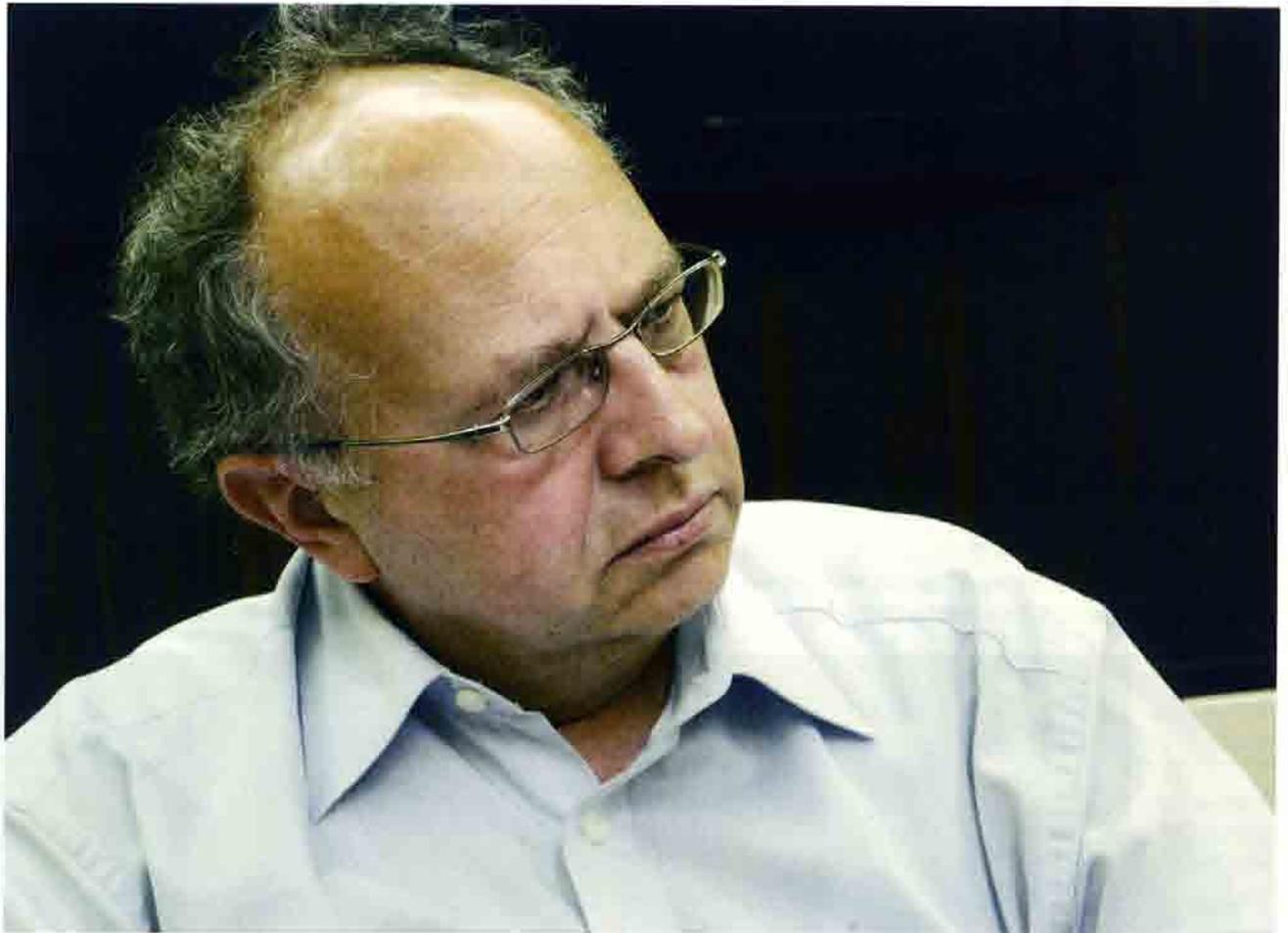
Nein, man muss nur auf die Tendenz hinweisen, dass viele Personalentscheider die Bedeutung der Qualitätsmerkmale »Praxis-Erfahrung« und »Analyse-Kompetenz« nicht ausreichend bedenken.

Studien über Fernsehnachrichten zeigen, dass sich die TV-Journalisten zunehmend mit der Inszenierung der Themen identifizieren und sich weniger um die Inhalte kümmern – darin wohl ähnlich der Politik. Hier wie dort dominiert der Bühneneffekt. Und dieses Rollenverständnis fasziniert wiederum narzisstisch und darstellerisch begabte junge Leute. Für sie ist Journalismus nicht Recherche, sondern Themeninszenierung.

Der Befund ist berechtigt. Personalisierung drängt die Sachverhalte und den Kontext zu sehr in den

Thomas Leif (Mitte) im Gespräch mit den Message-Herausgebern Lutz Mücke (l.) und Michael Haller





THOMAS LEIF

Jahrgang 1959, studierte Politik, Publizistik und Pädagogik in Mainz und Frankfurt, arbeitete seit 1985 zunächst als freier Mitarbeiter für den Südwestfunk, wo er 1995 zum fest angestellten Redakteur und 1997 zum Chefreporter wird. Im SWR moderiert Thomas Leif seit 2009 die Politik-Talkshow 2+Leif. Er ist Honorar-Professor für Politologie an der Universität Koblenz-Landau und Mitherausgeber des Forschungsjournals *Neue Soziale Bewegungen*.

2001 gründet er die Journalistenvereinigung Netzwerk Recherche mit und ist bis Mitte 2011 dessen 1. Vorsitzender. Im Juli 2011 übernimmt er die Verantwortung für Unregelmäßigkeiten in der Buchführung des Vereins und scheidet aus dem Vorstand aus.

Hintergrund, weil gelegentlich behauptet wird, Politik sei im Fernsehen anders nicht mehr zu vermitteln. Übertriebene Personalisierung in Verbindung mit Entsachlichung sind ein gefährlicher Cocktail.

Nun scheint sich aber das TV-Publikum – will man den Erhebungen der ARD/ZDF-Zuschauerforschung glauben – mit komplexen Politikthemen tatsächlich schwerzutun und wegzuzappen, wenn die ARD während der Primetime solche Inhalte bringt.

Es gibt auch fulminante Gegenbeispiele, die mit gut gemachten und überraschenden Fakten große Resonanz hatten. Aber aufs Ganze gesehen hat man sich auf die Formel geeinigt, dass sich das TV-Publikum für so etwas nicht interessiert, es vielleicht auch nicht kapiert. So wurden immer mehr Politikfelder zu No-go-Areas erklärt und den bunten Selbstdarstellern das Spielfeld überlassen.

Dazu fallen einem mehrere Gesichter aus den Reihen der Regierungsparteien ein. An wen denken Sie?

Der Fall Guttenberg ist besonders typisch für diesen Trend der Personalisierung. Dieser »Anti-Politiker« hat eine sogenannte Bundeswehrreform hinterlassen, an der nichts stimmt und nichts funktioniert. Und doch wurde er mit seinen Posen gegen die politische Klasse von den Medien dafür hochgejubelt und von der Boulevardpresse sogar als Kanzlerkandidat ausgeschmückt. Das Fatale daran ist, dass in sehr vielen Redaktionen die Seite 2 der *Bild*-Zeitung das Agendasetting macht.

Also haben sich über Fernsehen und Boulevardpresse die Kriterien und Maßstäbe für das verschoben, was der Journalismus als Gatekeeper für berichtenswert erklärt.

Diese schleichende Verschiebung der Nachrichtenfaktoren ist sicher das zentrale Problemfeld der vergangenen zehn Jahre. In Redaktionen gibt es Anweisungen, die einen reduzierten Relevanzbegriff einfordern: »Nicht mehr das Wichtigste einer Geschichte steht im Zentrum«, sondern, was die größtmögliche Aufmerksamkeit erzeugt. Auch bei Nachrichtensendungen und Magazinen hat der »Gesprächswert«, der »Aufreger« und der »Unterhaltungswert« inzwischen einen höheren Stellenwert als die inhaltliche Substanz einer Nachricht.

Diesen Trend zur Trivialisierung trifft man überall an, auch in der Regionalpresse.

Was dies betrifft, so sehen manche Regionalblätter heute so aus wie die *Bild*-Zeitung vor zwanzig Jahren. Ich beobachte eine fulminante Boulevardisierung der Themen und der Machart von Geschichten.

Ihr Fazit im Rückblick auf diese zehn Jahre klingt nicht sehr euphorisch, eher pessimistisch. Dabei waren Sie doch vor zehn Jahren mit der Gründung des Netzwerks angetreten, den Journalismus – zumal den Recherchejournalismus – mächtig nach vorn zu bringen.

Wir wollten damals eine Sensibilisierung in Bezug auf die journalistische Arbeit erreichen – Recherche nicht mehr nur als Scoop, als große Investigation zu verstehen, sondern als wichtigen Qualitäts-Treiber für die tägliche Praxis. Wenn eine Redaktion insgesamt mehr recherchiert, kommt sie auch in der Substanz zu besseren Ergebnissen, zur sicheren

Themenauswahl und durchdachten Präsentation von Geschichten.

Und das Handwerk? Können die Journalisten heute besser recherchieren als vor zehn Jahren?

Nicht besser, aber auch nicht schlechter. Rechercheausbildung war immer ein Stiefkind. Zu viele Verantwortliche waren der Meinung, dass man diese Techniken nicht vermitteln könne und müsse. Heute ist es in vielen Häusern ganz selbstverständlich, dass man die Mitarbeiter im Feld der Recherchetechniken weiterbildet und mittlerweile auch den Mehrwert dieser Investition anerkennt.

Rechercheausbildung war seit jeher ein Stiefkind. Zu viele meinten, diese Techniken könne man nicht vermitteln.

Recherchierjournalismus ist nicht nur Technik – aber wem sagen wir das! Ihr Buch damals hieß »Leidenschaft Recherche!« Hat es ansteckend gewirkt? Haben die jungen Leute verstanden, was damit gemeint war und ist?

Verstanden wurde es nicht umfassend, aber es hat wichtige Impulse gegeben. Dass man Großkonflikte in der Politik und Wirtschaft systematisch ausarbeiten muss, wenn man hinter die Machenschaften kommen will, hat sich noch nicht überall herumgesprochen. Für Tiefenbohrungen und Langfrist-Recherchen muss man in der Tat Leidenschaft entwickeln und freiwillig mehr Energie einsetzen, als unbedingt von einem erwartet wird.

Warum genügt nicht gutes Handwerk plus Neugier plus Aufklärungswille?

Weil die Recherche »großer Geschichten« außerdem einen langen Atem, echte Expertise und beachtliche Ressourcen braucht. Das gelingt nicht oft, weil man die eigene Bequemlichkeit und den inneren Schweinehund überlisten muss. Hilfreich sind hier die Leuchttürme im Alltag, die zu Orientierungsmarken für guten Recherchejournalismus werden. Zum Beispiel die Ergebnisse des *Spiegel*-Teams bei der HSH-Nordbank-Recherche. Auf der Passiv-Seite steht der Fall Ypsilanti, hier ist die ganze Geschichte bis heute nicht erzählt.

Sie kennen die Verhältnisse in Wiesbaden. Warum tun Sie es nicht in Ihrer Rolle als Chefreporter?

Dies war und ist nicht meine Baustelle und gehört auch nicht in mein derzeitiges Arbeitsgebiet. Ich kümmerge mich um die Sendung, mit der ich beauftragt bin.

Wenn man in den 90er Jahren das Wort Recherche in den Mund nahm, dachten die einen an die Under-Cover-Rolle à la Wallraff, die anderen an die große Enthüllung wie der Neue Heimat-Skandal, die

Barschel-Affäre oder jene über die Schwarzen Kassen der CDU, die meist per Scheckbuch eingekauft wurden. Die pingelige

Rekonstruktionsrecherche war nicht beliebt. Und kam darum auch selten vor. Sie war nicht sexy und niemand assoziierte mir ihr Leidenschaft.

Wobei man sich fragen muss, warum Wallraff mit seiner Methode bis heute weitgehend als Solist auftaucht und kaum Schüler und Nachahmer gefunden hat.

Die Bereitschaft, eine andere Identität anzunehmen und eine fremde Rolle so zu spielen, als wäre man diese Person, setzt eine ganz spezifische Begabung voraus, die zumal unter Journalisten nicht verbreitet ist.

Hinzu kommt noch der inszenatorische Charakter, über den er so manches Thema erschlossen hat. Wobei er seine Under-Cover-Recherche über die grässlichen Arbeitsbedingungen in der Großbäckerei im Hunsrück an die »alten« Maßstäbe angeknüpft hat.

Sprechen wir noch über Ihren dritten Recherchetyp, die Aufarbeitung von komplexen Themen.

Die gibt es immer mal wieder im Zeit-Dossier, vorbildlich etwa zum AKW-Endlager in Gorleben und der Asse. In diesem Genre böte sich ein beachtliches Innovationspotenzial. Umfassender Hintergrund plus analytische Einordnung und kristallklare Benennung der Verantwortlichen.

Wir sehen außer der Süddeutschen keine Tageszeitungsredaktion, die solch aufwendige Rekonstruk-

tionsrecherchen pflegt wie etwa in Großbritannien der Guardian oder in den USA die New York Times. Bei uns will der Nachwuchs möglichst bald zum Leitartikelschreiben zugelassen werden. Wir spüren keine Veränderung, hier sind offenbar die Bretter zu dick für das Netzwerk.

Haltung zu haben, das ist in Deutschland ein heikles Thema. Wir haben sie immer wieder thematisiert, wir können anregen, überzeugende Beispiele präsentieren und auszeichnen, aber wir können doch nichts verordnen. Meiner Erfahrung nach zählt am Ende das persönliche Vorbild.

Wenn die Regionalpresse die damit verbundenen Aufwendungen scheut oder kein ausgebildetes Personal hat: Wäre dies nicht ein Feld für gut dotierte Recherchestipendien oder Teams, die entsprechende Aufträge generieren?

Unsere Idee der Recherche-Stipendien wurde ja breit aufgenommen. Aber bei den Stipendien besonders für regionale Themen gibt es noch viel Luft nach oben.

„Haltung“ heißt für uns auch, dass man sie zeigt und lebt und sich für sie stark macht.

Stimmt. Aber zwischen Anspruch und Realität klafft hier noch eine große Lücke. Auf unseren Jahreskonferenzen bemühen wir uns darum, dieser Forderung gerecht zu werden.

Unter Ihren Gästen waren auch Giovanni die Lorenzo und Axel Hacke. Die beiden haben kürzlich einen eleganten Bestseller auf den Markt gebracht, der Haltung einfordert.

Die beiden sprechen in ihrem Buch die richtigen Themen an und dienen damit auch als Vorbild. Haltung muss man sich in der Praxis aber hart erarbeiten. Begrenzter Opportunismus scheint mir jedoch insgesamt heute weiter verbreitet zu sein.

Wäre das Informationsfreiheitsgesetz, mit dem solche Rekonstruktionsrecherchen leichter zu machen sind, auch ohne die Arbeit des Netzwerks geschaffen worden?

Das weiß ich nicht. Ich weiß aber, dass die Journalisten die mit dem Gesetz verbundenen Möglichkeiten bislang sträflich vernachlässigt haben. Obwohl wir viel dafür tun – Vorträge und Workshops wurden abgehalten und Broschüren publiziert. Aber auch hier haben wir es mit dicken Brettern zu tun.

Die neuen Möglichkeiten des Informationsfreiheitsgesetzes haben Journalisten bislang sträflich vernachlässigt.



Genügen die bislang angewendeten Bohrgeräte, um messbare Erfolge zu bekommen?

An fehlenden Instrumenten und rechtlichen Möglichkeiten liegt es nicht. Einsatz, Ausdauer, Kontinuität führen über kurz oder lang zum Rechercheziel.

Haltung und Recherchierwille machen auch den Kern des Medienkodex des Netzwerks aus, der das wohl umstrittenste Papier im Journalismus des letzten Jahrzehnts verkörpert und die Handschrift von Thomas Leif trägt.

Der Medienkodex ist das Ergebnis einer Teamarbeit. Ja, das ist ein ganz wichtiges Dokument, das – wie geplant – Diskussionen über den inneren Kompass von Journalisten auslösen und die journalistische

Haltung schärfen soll. Wir hatten ja damals nicht vorhergesehen, dass der eher harmlose Satz »Journalisten machen keine PR« solche Wellen schlagen würde.

Der Satz war nicht harmlos und der Tsunami, den er auslöste, war kalkuliert.

Wieso? Der Satz formuliert doch eine pure Selbstverständlichkeit; wer kann denn bestreiten, dass der Einfluss von PR, Marketing und Pressesprechern mit ihrer gekauften Kommunikation und den bestellten Botschaften im Medienbetrieb zunehmend an Einfluss gewinnt? Die Kritik an dieser selbstverständlichen Journalisten-Position kam vor allem von den Akteuren, die zwischen Journalismus und PR keinen Unterschied sehen und die eigentlich getrennten Welten verschmelzen wollen.

Da erinnern wir uns aber anders. Vor der Abstimmung gab es heftige Auseinandersetzungen und anschließend auch Vereinsaustritte.

Hier trägt Ihre Erinnerung. Der Medienkodex ist nach intensiven und kontroversen Diskussionen in großer Einmütigkeit verabschiedet worden; ich

kann mich an keinen einzigen Austritt erinnern. Die Kritik an dem formal auch vom Deutschen Presserat gefor-

derten Trennungsgebot kommt von außen. Spannend ist doch, dass so ein puristischer Satz solche Debatten und berufsethische Diskurse ausgelöst hat. Es ist einer unserer größten Erfolge, dass heute in der Berufsausbildung in den Journalistenschulen über den Medienkodex geredet und das Berufsbild geschärft wird.

Der Konflikt schwelte und schwelt weiter, weil viele Journalisten dieses Dogma für scheinheilig halten: In der Predigt reden die Herren über Keuschheit, in der Praxis gehen sie auf den Strich. Also müsste man darüber streiten, ob und wie man die Prostitution entkriminalisieren und auch safer machen kann.

Genau das ist doch ein Ergebnis der strittigen Diskussionen. Wo sind Grenzen? Gefährdet der PR-Einfluss einen unabhängigen Journalismus? PR muss bestellte Botschaften verkaufen. Journalismus hat das genaue Gegenteil zur Aufgabe. Die Herausforderungen durch PR berühren die DNA unseres Berufes. Deshalb verbieten sich Verharmlosungen.

Und wenn eine Redaktion in ihrem Feuilleton eine Buchreihe über den grünen Klee lobt und anpreist, nicht, weil sie herausragend gut ist, sondern weil sie vom Zeitungsverlag produziert und mit guten Gewinnen verkauft werden soll?

Sowas ordne ich zunächst einmal zur Abteilung Marketing; dies ist grenzwertig.

In der Welt des Rechts gilt der Grundsatz, dass man in den Ausstand zu treten habe, wenn auch nur der Verdacht der Befangenheit bestünde. Müsste dies nicht auch für den Journalismus gelten?

Wenn Sie es ganz streng nehmen: ja.

Kritiker werfen Ihnen vor, dass Sie als ARD-Journalist in den ARD einen Film gemacht haben, der für die Position der ARD Partei ergreift.

Diese Kritik ist unzutreffend und ungerechtfertigt. Ich habe in dem Feature »Quoten, Klicks und Kohle« den Wettbewerb im Online-Markt und die damit verbundenen politischen Kontroversen analysiert. Es gibt keinen Nachweis eines Fehlers, keine rechtlichen Beanstandungen. Sogar die Aufsichtsgremien wurden mit dem Film beschäftigt. Ergebnis:

Breiteste Zustimmung und positive Resonanz; kein einziger Verstoß gegen irgendeinen journalistischen Grundsatz wurde festgestellt.

... auch nicht gegen den der Ausgewogenheit?

Nein, es kamen alle Seiten in Rede und Gegenrede zu Wort.: Sie beziehen sich vermutlich auf das sogenannte »Gutachten« eines Parteivertreters aus Mitweida, eines früheren *Playboy*-Geschäftsführers. Die Landesmedienanstalt Rheinland-Pfalz hatte dieses Gutachten bestellt, weil ihnen in dem Feature Mausechelen mit Sat 1 nachgewiesen wurden.

Und wenn Thomas Leif auf Veranstaltungen und in Publikationen immer wieder auf seine eigenen Bücher hinweist, die oftmals nichts mit dem Thema zu tun haben?

Wenn ich ein Sachbuch zur »Beraterindustrie« oder zur »Nachwuchsmisere in den Parteien« oder zu »Lobbyismus« veröffentliche, halte ich es für legitim, die Titel zusammen mit dem Bundespräsidenten oder dem Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts zu präsentieren. Der Vorwurf läuft ins Leere. Auch andere Buchautoren sprechen in Medien und Veranstaltungen über ihre Recherche-Ergebnisse.

Hinter mancher Anfeindung steckt vielleicht auch eine Zukunftsangst vieler Journalisten, die ihren Arbeitsplatz bedroht sehen oder bereits unter Konditionen arbeiten, die man vor ein paar Jahren noch für undenkbar hielt. Jemandem, der zwanzig Jahre lang als Journalistin oder Journalist gute Arbeit abgeliefert hat, zu sagen: Wechsle den Job, du wirst nicht mehr gebraucht, grenzt an Zynismus.

Die Analyse ist korrekt und ein Appell an die Journalistengewerkschaften. Netzwerk Recherche ist keine Vereinigung, die ein tarifliches Mandat hat. Die Veränderung der skizzierten Probleme ist Aufgabe der Mediengewerkschaften, die als Tarifpartner legiti-

miert sind. Unser Schwerpunkt ist es, »Recherche zu fordern und zu fördern.«

Von außen wird das Netzwerk vor allem über seine Jahreskonferenz wahrgenommen. Auf dieser Großveranstaltung tritt Deutschlands Polit-Prominenz auf, werden Exoten eingeladen, bekommen Informationsverweigerer ihr Fett ab – und man kann in Workshops lernen, wie man im EU-Datenurwald recherchiert und seine Website für Google optimiert – also ein bunter Jahrmarkt, auch der Eitelkeiten. Entspricht diese Wahrnehmung Ihren Vorstellungen?

Die Resonanz über Jahre zeigt doch, dass die »Konferenz von Journalisten für Journalisten« mehr ist als ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Zugegeben: Es treten auch prominente Chefredakteure auf, Nick Davies und Julian Assange waren in Hamburg, bevor sie prominent waren. Völlig unbekannte Referenten begeistern das Publikum. Aber – die künftigen Macher können ja diese Eitelkeiten unterbinden. Ich garantiere Ihnen: Den wahren Wert der Jahreskonferenzen werden die Kritiker erst erkennen, wenn sie nicht mehr existieren.

Gab es Highlights, die dieses Konzept umgesetzt haben?

Gut gelungen ist uns dies mit der Konferenz, an der Johannes Rau seine Rede über die gesellschaftliche Aufgabe des Journalismus hielt. Seine Grundsätze gelten auch heute noch. Besonders die kleinen »Erzählcafés« mit den Rekonstruktionen erfolgreicher Recherchen und dutzende von Workshops haben Top-Qualität geliefert.

Die Plenarveranstaltungen wirkten mitunter wie eine Bühnenshow, wo sich die Journalisten im Glanz der Prominenz, mit Bundeskanzler Schröder oder Günter Grass zeigen, wo Diskussionsleiter manchmal auch unvorbereitet schwadronierten und Moderatoren aus der Rolle fielen, wo kritische Nachfragen aus dem Publikum abgewürgt und Chefredakteure angehimmelt wurden. Insgesamt also viel aus der Welt des Talk-Fernsehens.

Die Kritik ist zum Teil berechtigt. Aber das liegt auch daran, dass alles von sehr vielen jungen Leuten ehrenamtlich organisiert wird. Warum? Weil sich die Stars im Journalismus, die sich zur Elite rechnen, nicht die Hände bei der praktischen Arbeit schmutzig machen wollen. Die wollen hofiert und bedient wer-

den, wie sie es gewohnt sind. Die Fußmattenarbeit leisten immer die anderen. Auch im Netzwerk gibt es – wie in anderen Journalistenvereinen – ein Ressourcenproblem. Jeweils am letzten Januar-Wochenende bieten wir ein offenes Planungsseminar als Ideenbörse an. Alle Aktiven sind willkommen und können sich einbringen.

Liegt es nicht auch daran, dass die jungen Leute unentgeltlich nach dem Muster der Selbstausbeutung mitarbeiten sollen? Vielleicht ist das Gesamtvolumen der Jahreskonferenz auch zu groß geworden.

Diese Kritik ist derzeit gerade in Mode: Small is beautiful, alles soll wieder kleiner werden und schrumpfen. Diejenigen, die ohnehin nicht zugepackt haben, machen

es sich bequem. Man kann Projekte reduzieren, allerdings dann bis an die Grenze der Bedeutungslosigkeit. Jede Generation der Aktiven soll in freier Autonomie über die Gestaltung sinnvoller Projekte und Initiativen entscheiden. Wenn Herzblut und Professionalität zusammenkommen, wird dies schon gelingen.

Und welche Schlüsse ziehen Sie aus zehn Jahren Netzwerk-Management?

Unsere Arbeitsergebnisse und die Sinnspuren von Netzwerk Recherche kann ja jeder bei Interesse anschauen. Die wahre Bedeutung des Netzwerkes wird sicher erst aus der zeitlichen Distanz erkannt werden. Für eine ehrenamtliche Organisation haben wir beachtliche Standards gesetzt, die jetzt übertroffen werden müssen. Meine Grunderkenntnis nach zehn Jahren Kärnerarbeit: Es ist schwer, Institutionen aufzubauen, aber leicht, sie zu zerstören.

Zum Schluss eine persönliche Frage. Mehr als andere brauchen engagierte Leute als Treibstoff Gestaltungsmacht, narzisstische Bestätigung und fachliche Anerkennung. Sagt Ihnen das was?

In meinem Fall ist es die Überzeugung, dass ein kritischer Recherchejournalismus und mit ihm eine funktionierende Öffentlichkeit noch immer die wichtigste Bedingung für eine funktionierende Demokratie ist. ■

Die Stars im Journalismus, die sich zur Elite rechnen, wollen sich nicht die Hände bei der praktischen Arbeit schmutzig machen.